



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lux, Joseph Aug.: Der rote Rausch : Roman (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Verbesserungen der Methoden immer auf die Wahrnehmungen unserer fünf Sinne angewiesen bleiben wird, überhaupt nicht einmal sagen, wie die Dinge in Wahrheit sind, sondern nur, wie sie uns durch Vermittlung unserer Sinne erscheinen, während, wie Kant sagt, das den Erscheinungen zugrunde liegende transzendente Objekt uns unerforschlich ist und bleibt. Gerade das aber ist der Gegenstand, an dem uns liegt. Und da an diesem Punkte nicht nur die Naturwissenschaft, sondern überhaupt jede Wissenschaft scheitert, so kommen wir zu dem Schluß, daß Weltanschauung in letzter Linie nicht Sache des Verstandes, sondern des in jedem Menschen liegenden Ahnungsvermögens, der Intuition, ist. Mit diesen beiden Dingen verhält es sich aber gerade so wie mit dem Tastsinn und dem Auge. Das kleine Kind weiß mit den Eindrücken, die ihm das Auge darbietet, noch nichts anzufangen. Es muß die Bilder, die ihm jenes als Gesamtheit übermittelt, durch den Tastsinn kritisch in Einzelheiten zerlegen. Wie ärmlich aber wäre unsere Kenntnis der Welt, wenn sich nicht das Auge, nachdem es in der Jugend am Tastsinn sozusagen geübt ist, später von diesem langsamen Gesellen freimachen und uns selbständig seine so viel größeren und schöneren Wahrnehmungen übermitteln dürfte. So gerade ist's mit dem Ahnen. Wohl brauchen wir die zerlegende Kritik des Verstandes, um nicht ins Uferlose zu geraten, und eine Weltanschauung, die ihr nicht standhalten kann, ist unbedingt zu verwerfen, wie wir das am Darwinismus darzutun versucht haben. Aber aufbauen kann der Verstand nicht, das kann nur die Intuition, das Ahnungsvermögen, und so können wir auch nur ahnend zu erfassen suchen, was uns hier beschäftigte, unser eigenes Wesen und das der Welt.



Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Eug

(Fortsetzung.)

Es war doch sonnenklar, wo Recht und Unrecht lag. Noch ehe der amtliche Bericht vorlag, hatten die leitenden Kreise eine genaue Kenntnis der Bewegung, ihrer Ursachen und ihrer offensichtlichen Irrtümer. Die gesellschaftlichen Verbindungen, der persönliche Kontakt mit den Spitzen des Handels und der Finanz hatten die leitenden Kreise längst genau unterrichtet und diesen die nötigen Gedankenankweisungen gegeben. Finanz und Handel stellten ein sehr empfindliches, nervöses Instrument dar, das mit seismographischer Genauigkeit die Zuckungen und Fiebererscheinungen des Wirtschaftskörpers anzeigt und die Regierung von vornweg in die Lage setzt, ihr Verhalten einzurichten, lange bevor die Schneckenpost des Instanzenweges zu den obersten Stellen gelangt ist. Der Hergang vollzog sich in der folgenden ungezwungenen Form.

Der Finanzminister, der im Hause Jules Lefèvre intim verkehrte, geriet eines Abends nach dem Diner, als man sich in das Rauchzimmer zu einer Tasse Koffa und sorgfältig gewählten Schnäpsen zurückgezogen hatte, mit Jules Lefèvre in ein Gespräch, das sich um die Weinergebnisse dieses Jahres und über die Marktlage drehte, ganz zufällig, noch lange ehe der Wahnsinn der „Bettler des Südens“ größeren Umfang angenommen hatte und zu Besorgnissen Anlaß gab. Bei jener Gelegenheit erwähnte Jules Lefèvre ganz nebenbei, daß die südfranzösischen Weinbauern sich in ihr eigenes Verderben stürzen würden; sie hätten eine Spekulation im Sinn, die bei der gegenwärtigen Verstimmung der Börse nicht gelingen könne. Aus patriotischer Gesinnung und als Freund des Volkes, habe er, Lefèvre, den südfranzösischen Winzern einen Preis angeboten, dessen Höhe eigentlich vor seinem kommerziellen Gewissen nicht mehr zu rechtfertigen sei. Aber, mein Gott, was tut man nicht aus Passion... Leider hätten die Winzer sein großmütiges Anerbieten schroff zurückgewiesen, weil sie hochfliegenden Plänen nachgingen. Infolgedessen habe man, allerdings blutenden Herzens, den billigeren Angeboten des Auslands Folge leisten müssen; der ohnehin nicht große Bedarf sei bereits gedeckt, die Nachfrage habe vollständig aufgehört, und der in den südfranzösischen Kellern lagernde Wein sei unverkäuflich, fast wertlos geworden. „Ja, das ist ganz einfach,“ fügte er erklärend hinzu, „es läßt sich mit einem Wort ausdrücken: Überproduktion! Die Leute treiben Überproduktion und wundern sich hernach, wenn sie die nachteiligen Folgen davon verspüren. Mein Gott, lieber Finanzminister, die Wohlfahrts Einrichtungen der Regierung sind ja recht schön, aber es ist fraglich, ob man den Leuten mit der zwangsweisen Einführung der amerikanischen Reben einen großen Dienst erwiesen hat. Wir sehen ja jetzt die Folgen. Überproduktion! Humanitätsbussel! Ich wasche meine Hände in Unschuld. Wenn die Bauern richtige Geschäftsleute wären, wenn sie rechnen könnten, wenn sie den Weltmarkt zu beobachten und die Konjunkturen richtig in Berechnung zu ziehen verständen, dann hätten sie diesen Fehler vermeiden müssen, der ihre wirtschaftliche Existenz aufs Spiel setzt. Wer soll die hohen Preise geben? Der liebe Gott? Der kümmert sich schon längst nicht mehr um das Geschäft. Die große Wage der kaufmännischen Gerechtigkeit, die immer wieder das Gleichgewicht der Güterverteilung herstellt, heißt: Angebot und Nachfrage. Auf dieser Wage wird das zulässige Maß der Güterhervorbringung gewogen und der Preis bestimmt. Der Produzent, der sich um die ausgleichende Wage dieser Gerechtigkeit nicht kümmert, tut es auf seine eigene Rechnung und Gefahr. Dieser Fall liegt in Südfrankreich vor. Überproduktion, sage ich Ihnen, Überproduktion! Und wenn ein Gott vom Himmel herabstiege, er könnte nichts an der Sache und ihren unausbleiblichen Folgen ändern. Überproduktion!“

„Sehr richtig!“ Der Finanzminister konnte nur zustimmen. „Es ist ja wahr, es sind Fehler gemacht worden; die übertriebene Humanität! Die Regierung war mit den amerikanischen Reben allzu rasch bei der Hand, aber man hatte nur Gutes gewollt, und in gewissem Sinne war die Wohlfahrtsaktion hinreichend begründet; immerhin, man wird sich in Zukunft größere Vorsicht auferlegen müssen, mehr abwartende Haltung, bis die Dinge sich von selbst erledigen, was das Bequemste ist, oder bis man unter dem Druck einer herrschenden Macht, gleichsam gezwungenermaßen nachgeben muß, wodurch man ja auch

der Verantwortung entbunden ist, was ganz besonders zur Verwaltungsräson gehört."

Jeder volkswirtschaftlich denkende Mensch muß wissen, daß der große Jules Léfebvre im Recht war. Überproduktion! Das war ein sehr willkommener Nagel, um weithin sichtbare, einleuchtende Argumente daran zu hängen, Argumente, die wie Bogenlampen Licht in die Sache brachten.

Jetzt war alles klar. Das Wort fand in der Presse Widerhall und wurde im Zusammenhang mit den Ereignissen im Süden in langen, gelehrt aussehenden Zeitartikeln behandelt; es wurden in den Vorträgen der juristischen und staatswissenschaftlichen Seminare, in den Handelsakademien, in den volkswirtschaftlichen Vorlesungen der Hochschulen an Hand dieses praktischen Beispiels die Schädlichkeit der Überproduktion, ihre wirtschaftlichen Folgen und ihre Verhütung erörtert und zur Preisaufgabe gemacht; in der Kammer knüpfte der Finanzminister mit wissenschaftlicher Gründlichkeit tiefsinnige Beweisführungen an dieses Wort und erklärte, daß die Regierung in weiser Voraussicht es an geeigneten Ratschlägen nicht habe fehlen lassen, daß jedoch der vom Präfekten des betreffenden Departements in Perpignan aus eigener, anerkennenswerter Initiative gemachte Vorschlag zur Abhilfe, eine Art Wechselwirtschaft einzuführen und es zur Probe einmal mit Kartoffeln und Mandelbäumen zu versuchen, von der dortigen Bevölkerung in geradezu unqualifizierbarer Weise zurückgewiesen worden ist. Der Schwung seiner Rede steigerte sich gegen den Schluß zum wirksamen Ausdruck der sittlichen Enttäuschung, indem er rief: „Die Regierung wird sich nicht durch Lärmkundgebungen beeinflussen lassen!"

Es gibt Worte, die wie Flugsamen zu wandern bestimmt sind. Kein Berg ist zu hoch, keine Ritze zu eng, sie kommen hindurch. Auf irgendeine rätselhafte Weise gelangen sie in eine ferne Gegend, schlagen Wurzeln und wachsen wild in die Höhe. „Die Bettler des Südens" war ein solches von Jules Léfebvre geprägtes und in seinem Salon gesprochenes Wort. Es nahm, ganz unerklärlich wie, seinen Weg nach dem Süden zu denen, die es betraf.

Bettler des Südens! Die Millionen Menschen ergriffen es, befühlten es, schauten es an, schmeckten es, wiederholten es, riefen es sich gegenseitig zu, von Mann zu Mann, von Fenster zu Fenster, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Dorf zu Dorf. Im Nu war das Wort gleich einem ursprünglich winzigen Samenkorn aufgeschossen, ein riesenhafter Baum mit einer Krone, die allen Leidensgefährten als Schirm diente, darunter man sich fand, erkannte und einig fühlte. Bettler des Südens! Ja, Bettler waren sie alle, Märtyrer und Bettler, und empfanden als solche die Wollust der Askese, die mit blutiger Geißel immer heftiger den zerfleischten Nacken bearbeitete. Ja, man wollte Bettler sein, es wenigstens scheinen, so lange, bis das Unrecht gegen den Himmel schreit. Und dieses bis zum Himmel gewachsene Wort „Bettler des Südens" wurde zu einer Fahne, die diese Aufschrift in roten Lettern trug, und um die sich die Kämpfenden scharten. Man predigte den Kreuzzug der Bettler des Südens!

Ein anderes, nicht weniger verhängnisvolles Wort fand seinen Weg, wobei es allerdings natürlicher zuging. Es war die etwas unbedachte, jedenfalls nicht sehr diplomatische Äußerung des Finanzministers: „Die Regierung wird sich durch Lärmkundgebungen nicht beeinflussen lassen!" Entrollte das erste dieser Flügel-

worte das Banner des Sturms, so zündete das zweite wie ein elektrischer Funke, der in eine Mine gefallen war.

„Auf nach Carcassone, Bettler des Südens!“ war der Schlachtruf, der eine Million Menschen in dem Städtchen Rouquiés vereinigen sollte.

Keine Reden mehr, sondern Taten! Irgend etwas mußte geschehen. Eine Torheit war besser als nichts.

Als man sich nach einer rettenden „Tat“ umsah, hatte Richard einen glänzenden Einfall, eine Erleuchtung. Natürlich, Richard, der Denker! Alles, was irgendwie Sinn hatte, trug den geistigen Stempel Richards.

„Freunde, Bürger, Leidensgefährten! Die Bahnverwaltung muß uns Bettlern des Südens ermäßigte Fahrt nach Carcassone gewähren!“

Wem hätte dieser Gedanke nicht sofort eingeleuchtet? O, man hatte hellen Verstand in Perpignan! Natürlich, Kinder, das ist doch selbstverständlich! Das hätte man eigentlich schon längst verlangen dürfen!

Die drohenden Haufen wälzten sich zum Bahngelände, aber der Vorstand schüttelte den Kopf und sagte: „Mit welchem Recht? Habt ihr eine Legitimation, eine Anweisung auf ermäßigte Plätze? Wenn nicht, dann gilt der volle Preis, wie ihn jeder bezahlen muß.“

Die Menge begann zu toben und machte Anstalten, den Bahnhof zu zerstören. Das Volk will Taten sehen!

Vater Marcellin war im rechten Augenblick zur Stelle, wehrte ab, ermahnte, beschwor, gebot Aufrechterhalten der Ordnung.

„Du hast die Tat gepredigt, Marcellin!“ hielten ihm einige vorwurfsvoll entgegen. „Was störst du uns nun?“

Es gelang schließlich Marcellin, des Sturmes Herr zu werden. Wird es dir immer gelingen, Apostel Marcellin? Der Gedanke stieg in seiner Seele auf wie eine dunkle Wolke.

Richard sah untätig zu ... Aber sein Gesicht funkelte vor heimlicher Genugtuung.

Man kam glücklich nach Carcassone. Von allen Seiten liefen menschenbepackte Züge ein. Es war wie Josaphat, das Tal des Lebens, alle mußten dieses Weges kommen. Man zählte hunderttausend, fünfmalhunderttausend, achtmal-hunderttausend, eine Million, über eine Million, nahe an zwei Millionen!

Ein Kreuzzug von nahezu zwei Millionen Menschen und Marcellin der unumschränkte Gebieter dieser zwei Millionen! Aber in seiner Seele stand eine dunkle Wolke!

Doch siehe! Die Weinlese stand vor der Tür, und dennoch schien der junge Frühling wiedergekehrt. So weit man sah, Menschen über Menschen und alles schneeweiß-rosenrot. Blüten über Blüten! Blühende Mandelbäume! Jeder trug hoch einen künstlichen Strauß aus Mandelbaumblüten. Es war die Antwort auf den Vorschlag des Präfecten in Perpignan. Eine unsägliche Heiterkeit ging über das Menschenfeld, endlos hinrollende Lachsalven und ironische Begrüßungskrufe empfingen jeden neu ankommenden Zug, der Mandelbaumblüten einhertrug.

Wieder stand Marcellin auf dem Dach eines Hauses, neben ihm Rouquié und Francillon, und die Menge lauschte den begeisternden Reden. Neuerlich ließ Marcellin den Schwur tun, einig zu bleiben und nicht nachzulassen in der Ver-

folgung des vorgesteckten Ziels. Musik, Fahnenfliegen, weisevolle Ergriffenheit, Massenschwur, aus Religiöse grenzender Fanatismus, Handlungen von symbolischer Kraft.

Rouquié erinnerte an das der Regierung gestellte Ultimatum, an die allgemeine Steuerverweigerung und an den Massenstreik der Bürgermeister und Gemeinderäte.

Da riß Francillon die blau-weiß-rote Schärpe, die er als Gemeindevorstandsmitglied trug, von der Brust herab, als Protest gegen die Untätigkeit der Regierung, und schleuderte das Band in die Menge, die es unter tobenem Beifallslärm in Fetzen zerriß.

Fast zu gleicher Zeit ließ Rouquié auf dem Rathaus die schwarze Fahne hissen, und damit war die Zeremonie der Amtsniederlegung der Gemeindeoberhäupter in den Weindistrikten vollzogen.

Die Anarchie war über den Midi verhängt.

Jeden Augenblick war eine Gewalttat zu befürchten. Marcellin, wirst du die Macht haben, die fessellosen Gemüter zu meistern?

„Revolution! Auf nach Paris! Nieder mit der Regierung!“ schrie die Menge. Marcellin setzte einen Waffenstillstand durch und erklärte nach einer kurzen, fliegenden Sitzung des Komitees, daß vorerst die Führer den Ministerpräsidenten persönlich ermahnen wollten, den Unwillen des Volkes nicht länger zu versuchen und beizeiten mit den verlangten Garantien herauszurücken, ehe es zu spät sei! Der Vorschlag fand nur geteilten Beifall.

Keine Reden mehr, Taten! Das Volk will Taten sehen! Immerhin waren diesmal die besonnenen Elemente in der Übermacht, und der Tag verlief ohne allzu gefährliche Ausschreitungen. Was aber stand in der nächsten Versammlung bevor? Nein, nein, etwas zugunsten der Sache muß geschehen. Die Regierung kann angesichts der kritischen Lage nicht anders, sie wird, sie muß dem Druck nachgeben. Aber in der Seele Marcellins stand eine dunkle Wolke.

Der Tag der Reise wurde festgesetzt. Sie konnte nicht sofort geschehen. Die Weinlese stand ja unmittelbar bevor. Und der Wein lag noch unverkauft in den Kellern. Keine Gebinde, keine Räume waren vorhanden, den neuen Segen zu fassen. Wenn kein Wunder geschieht. . . . Es ist fürchterlich! Die besonnenen Männer, die Häupter der Bewegung mußten jetzt am Orte sein, gerade jetzt, wo die schwerste Prüfung kam.

Überproduktion! Der alte Gott, der mit voller Hand den Segen über diese Hügel ergoß, ward von den neuen Lebensmächten abgesetzt. Er konnte es nach den Gesetzen der Volkswirtschaft dieser Menschheit nicht mehr recht machen. Er beging einen schweren Rechenfehler: Überproduktion! Und der Segen verwandelte sich in einen Fluch. Der süße Rausch schloß an den belaubten Hügeln, er begann, sich die schwarzen Rabenaugen zu reiben, er wollte erwachen und mit all seiner herückenden Kraft und seinem Glück ins Tal hinabsteigen, sich selbst den Menschen zu bringen und die Freude zu entzünden.

Weinlesezeit! Wieder war der Herbst gekommen, eine mild lächelnde Frau, in das makellose Blau des Himmels gehüllt wie in einen Muttergottesmantel, wieder leuchtete das Sonnenglück von den Höhen herab, wieder wollte die Erde das Kostbarste geben, das sie hervorzubringen vermochte. Dieses rote Blut der

Grenzboten II 1911

Erde! Aber die Blicke der Beschenkten waren finster, ihre Mienen waren düster, und ihre Lippen wußten nichts von Dank. Kein Winzerhorn ertönte, kein Lachen flatterte auf, keine Freude jauchzte. Keine gotterfüllte Prozession ging mit Glockenklang und frommem Sang hinter dem weißgoldenen Baldachin einher, kein Amethystwölkchen aus getriebenen Silberfäßchen stieg ins blaue Himmelsgewölbe, dort von unsichtbaren Händen gnädig empfangen zu werden. Wohl wurden im dumpfen Kämmerlein Gebete gemurmelt, fromme Weiblein huschten wie graue Schatten in den dunkelnden Kirchenraum, ein Opferkerzlein anzuzünden und auf den gemeißelten Steinen zu hocken, ein zusammengefunkenes Häuflein Glend. Mehr aber als Gebete waren es Seufzer, Flüche, Verwünschungen, die sich aus händeringenden Seelen hervorpreßten.

Der Wein konnte nicht länger am Weinstock warten, er war überreif, und so schritt man lässig, widerwillig, aus bloß mechanischer Gewohnheit an die Bese. Hatte man je ein so trauriges Fest gesehen? Kein Tanz, kein Schwärmen, kein Mummenschanz, kein Laut des Frohsinns!

Und nun rann wieder in Strömen der süße Most von den Bergen, eine drängende Flut, die nicht gestaut werden konnte, sondern die herrisch an die Kellertüren pochte, dem alten Wein zurief: He, erhebe dich, alter Faulpelz! Mach Platz! Nun ist das Lager unser!

Das Schicksal wollte sich erfüllen.

O, über diese Herren Makler! Diese verruchten Priester und Tempeldiener des Gözen, des filzigen, schnöden Mammons!

Fünf zum Letzten!

Fünfundvierzig zum Letzten!

Dann möge ihn die Erde saufen!

Meine Herren, kein Angebot mehr?

Fünf, auch nicht fünf?

Nein, auch nicht fünf!

Also möge ihn die Erde saufen!

Und diese Stunde schlug.

Die Fässer wurden geöffnet, und der Wein lief über die Straßen. Die Erde war durstig und trank und trank, bis sie einen roten Mund hatte über und über rot vom Wein. Leise gurgelnd sprangen die roten Quellen aus den gemauerten unterirdischen Kellern, zu den Füßen jedes Hauses sprang ein solcher Quell, und die Flut stieg bis an die Sockel.

Während der Most von den Hügeln in die Keller und Bottiche rann, lagen die ungeheuren weinstrohenden Fässer am Verbluten. Dieses rote Blut der Erde rann die Straßen hinab, in die Gassen, Bäche und Flüsse, die sich rot färbten wie nach einer mörderischen Schlacht, und die Brunnen flossen über rot, rot, rot! So weit man sah, färbten sich die staubigen Straßen rot und erweichten sich zu einem Sumpf, der die Luft mit seinem säuerlichen betäubenden Atem erfüllte. Mit dem schweren Dunst, der in den Hallen und Gängen von Marcellins altem Weinschloß lagert, nur schwerer, beklemmend, ein Alpdrücken, eine leise Ohnmacht.

Die Keller spien fort und fort dieses rote Blut der Erde, daß es ein Schmerz war hinzusehen. Wohin man trat, auf den Wegen, in Hausfluren, auf steinernen Fliesen, bis in die Zimmer hinein liefen die roten Stapfen. Es war wie die

Siniflut. Mit roten Füßen und Händen stapften die Winzer, ein Märchenbild der Weinlese. Wo aber war die Fröhlichkeit? Es war eine Weinlese mit Tränen, mit Schmerz, mit Wehklagen.

Der blinde Joachim tastete durch die Straßen und predigte mit lauter Stimme: „Und die Kelter ward aus der Stadt getreten, und das Blut ging von der Kelter bis an die Bäume der Pferde durch tausendsechshundert Feld Weges!“

Wahnsinn kam über die Menschen.

Gaston! Wer behauptet, daß du ein Prahler seiest, der lügt! Denn so ist deine Heimat: dort fließt von den Bergen der Most, dort rinnt in den Brunnen der echte Wein, noch mehr, dort rinnt der Wein in der Gasse, über die schmutzige Straße, bespült die Sockel der Häuser, als wären sie in Blut gebadet!

Und die Menschen, die sahen, wie sich das Herz der Erde nutzlos verbluten mußte, schrien auf in ihrer Seelenqual, und es war ein Klagen und ein Zähneknirschen, als ob sie sich selbst die Adern geöffnet hätten und ihr Leben sinnlos in den Staub rinnen sähen.

Denn es ist die Zeit, von der die Propheten sagen, daß der Wein von den Bergen triefen und die Hügel in Most schwimmen werden.

(Fortsetzung folgt.)



Fritz Anders

Von Julius R. Haarhaus=Leipzig



Es ist jetzt dreißig Jahre her — ich war damals, wenn ich nicht irre, Quartaner — da fand ich auf dem Weihnachtstisch ein Buch, das den seltsamen Titel „Der junge Generalstab im Harz“ führte. Es war die Geschichte von vier Schülern aus Leipzig, die unter der Leitung eines weitgereisten Oberlehrers eine „Geographische Gesellschaft“ gründen und gemeinsam eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung des Harzes unternehmen, bei der dieses schöne Gebirgsland als eine Terra incognita betrachtet und durch kartographische Vermessungen, durch geognostische, botanische, zoologische, ethnographische, historische und volkswirtschaftliche Untersuchungen gleichsam erst erschlossen wird. Die Fülle des Wissens, die in dem Buche aufgespeichert war, war erstaunlich, noch erstaunlicher war jedoch die unterhaltende Art, mit der der Verfasser dem jungen Leser alle diese Kenntnisse zu vermitteln verstand, und der köstliche Humor, der die Darstellung von der ersten bis zur letzten Seite würzte.

Ich glaube, daß ich das Buch ein Duzendmal gelesen habe — mit steigendem Respekt vor dem Autor, der in der Mathematik so genau Bescheid wußte wie in der Mineralogie, und der über den Plesiosaurus ebenso amüsant plauderte wie über Albrecht den Bären, über die Leimruten der Harzer Vogelfänger, über das Brocengepenst und über Salzbrezeln. Wer der Verfasser war — auf dem Titelblatte stand der Name Fritz Anders —, danach habe ich nach Knabenart nie gefragt; wenn ich den Namen wirklich gelesen habe, so habe ich ihn jedenfalls sehr bald wieder vergessen.